



„Wir werden siegen“

Literatur Serhij Zhadan ist ein Star der ukrainischen Demokratiebewegung. Nun erscheint „Mesopotamien“ auf Deutsch, eine Liebeserklärung an seine Heimatstadt Charkiw.

Stille in Lwiw und Sommerregen. Bunte Schirme, helle Häuser. So weit weg von irgendeiner Front, von irgendeinem Krieg. Serhij Zhadan sitzt vor einer gelb-braunen Mustertapete, an der Wand hängen kleine Porträts in Holzrahmen. Hotel Irena, ein gelbes Haus am Bahnhof, gleich neben einer alten Fernsehfabrik.

Es ist Mittag, Serhij Zhadan ist über Nacht aus Polen gekommen, wo er am Vortag eine Lesung hatte, am Tag davor war er in Leukerbad in der Schweiz, an diesem Abend wird er in Lwiw lesen, der Stadt, die einmal Lemberg hieß, in der Nacht geht es weiter Richtung Osten. Er trägt ein schwarzes Hemd, Undercut-Frisur, leicht graue Schläfen, jugenhaftes Lachen. Er bestellt Bier und Pelmeni.

Serhij Zhadan, 40, ist der Sänger der ukrainischen Demokratie, Frontmann der Ska-Punkrock-Band Sobaky w kosmosi, auf Deutsch Hunde im Weltall, Maidan-Aktivist, Lyriker, Reporter, Romanautor. In der kommenden Woche erscheint sein neues Buch „Mesopotamien“ auf Deutsch, ein herzerreißend herrliches Loblied auf seine Vielvölkerheimatstadt Charkiw, auf sein Land, die Ukraine, seine Freunde. Auf den Alkohol, Cognac vor allem, auf die Liebe, auf das Wegziehen und Fliehen durch die Welt und auf das Wiederkommen.

Er möchte jetzt nicht über sein Buch reden, was ihn beschäftigt, ist der Krieg im Osten der Ukraine. „Literatur hat jetzt gerade eigentlich keine so große Bedeutung“, sagt er. Korrigiert sich allerdings gleich:

„Aber im Osten, an der Front, den Leuten dort ist es sehr, sehr wichtig. Ich bin in den vergangenen Monaten immer wieder da gewesen, habe gelesen, mit meiner Band dort gespielt. Die Leute dort sind so dankbar. Es ist für sie eine Art Therapie.“

Zhadan spricht ein vorsichtiges, leicht holperndes, schönes Deutsch. 2001 war er als Stipendiat in Deutschland, seitdem ist er oft dort gewesen. Er kennt die Stimmung in Deutschland, weiß, dass die Menschen dort gern vergessen, dass tief im Osten Europas Krieg herrscht. „Ich verstehe, dass die Leute das Programm wechseln“, sagt er. Auch hier in Lwiw, weit im gesicherten Westen des Landes, sei es nicht viel anders. Man hat genug davon. Man hat gern seine Ruhe. Genug andere Probleme. Aber der Krieg geht weiter. „Ich will jetzt über den Krieg schreiben“, sagt

er. „Ich habe so viele Fragen. Das ist die beste Voraussetzung fürs Schreiben.“

In „Mesopotamien“, das voriges Jahr in seiner Heimat erschienen ist, kommt der Krieg noch nicht vor, es gab ihn noch nicht, als Zhadan daran schrieb. Aber stimmt das überhaupt? Im Buch ist von einer Frau die Rede, die berichtete, „dass auf der Straße wieder geschossen werde, dass der Krieg weitergehe und niemand die Absicht habe, sich zu ergeben. All das wird weitergehen, solange wir lieben ...“. Es herrscht eine Art Vorkrieg – oder Nachkrieg? Nennen wir es Zwischenkriegszeit. Zwischen der Erinnerung an frühere Kriege und alltäglichen Gewaltexzessen und der Vorahnung eines kommenden Krieges.

„Mesopotamien“ ist Charkiw, die Stadt im Osten der Ukraine, wo Zhadan seit über 20 Jahren lebt. Es ist seine mystische Urstadt zwischen den Flüssen, in der Menschen verschiedener Herkunft und Religion miteinander leben. Und in der Geschichten aus christlicher, jüdischer, babylonischer Mythologie zusammenfließen.

Zhadan hat es in seine eigene Mythologie der Gegenwart transformiert. Er stellt neun Bewohner der Stadt in neun Geschichten vor. Am Ende des Buchs nimmt er die Motive dieser Biografien in Gedichten noch einmal auf. Die Bewohner Charkivs, die er vorstellt, spielen zum Teil das Leben von Heiligen nach, von Heiligen, die hier im Buch ein massiv unheiliges Leben führen. Sie feiern, betrügen, lieben, vögeln, verlassen ihr Land und ihre Geliebten und kehren reumütig und reich an Geschichten zurück: „Wir alle leben in dieser seltsamen Stadt, wir alle sind hier geblieben, wir alle kehren früher oder später



Autor Zhadan

hierher zurück. Wir leben und tragen die Liebe in uns wie eine Schuld, wie eine Erinnerung, sie vereint all unsere Erfahrungen und all unser Wissen.“

Der erste Held heißt Marat, er lebt die Stationen des Lebens Jesu nach und ist ein Boxer, den alle verehren. Seine Geschichte wird erzählt, als er schon tot ist, an Ostern gestorben, was eigentlich unmöglich ist, denn „zu Ostern stirbt man nicht. Im Gegenteil, normale Menschen erwachen zu dieser Zeit von den Toten“. Marat ist eine dieser eigenwilligen Heiligenfiguren, eine Art Guru: „Marat ging nicht in die Kirche, weil er sich für einen Moslem hielt, noch dazu für einen ungläubigen; stattdessen latschte er mitten in der Nacht zum Kiosk, Zigaretten kaufen. In Gummischlappen und mit einem Geldschein in der Hand. Da wurde er abgeknallt. Niemand hat etwas gesehen, alle waren in der Kirche.“

Seine Freunde erinnern sich an ihn, jeder auf seine Weise. Sie erzählen sich sein Leben, seine Boxkämpfe, seine Niederlagen, sie erfinden Geschichten über seine Liebesaffären. Warum genau hat ihm die Friseurin die Schere in den Leib gerammt? Eine Frage der falschen Frisur? Woher kamen all die Bissspuren nach jenen Liebestagen mit der mageren, kleinen Frau?

Serhij Zhadan hat auch ein Buch darüber geschrieben, was Literatur vermag, wie Erinnerung entsteht. Vor allem hat er ein so wehmütiges, gut gelauntes und kämp-

„Wir brauchen keinen Obama und keine Angela Merkel. Wir müssen das selber schaffen.“

ferisches Buch geschrieben, wie es lange keins mehr gab. Ein lebendiges Denkmal für die ideale Stadt Charkiw, die bedrohte Stadt, das bedrohte Land. Dabei ist er nicht einen Moment kitschig oder folkloristisch, dafür sind seine Figuren viel zu besoffen, naiv, selbstverliebt und mitunter auch brutal. Gerade aus den Spannungen, die sich zwischen den Volksgruppen ergeben, aus den Unterschieden entstehen die neuen Geschichten, neue Biografien.

Die Welt, aus der Zhadan schreibt, es ist auch die Welt der alten österreichischen Tradition, als Teile der heutigen Ukraine noch die östlichen Außenposten der alten Donaumonarchie bildeten. Lemberg zum Beispiel, in dem heute dieser ukrainische Punkrocker mit Undercut am Holztisch sitzt und Bier trinkt und vom Krieg erzählt.

Mehr als 90 Jahre ist es her, dass ein junger jüdischer Reporter hier war, der in dieser Gegend zur Schule gegangen war und nun – damals gehörte die Stadt zu Polen – für die „Frankfurter Zeitung“ eine Reportage schrieb. „Eine kleine Filiale der gro-

ßen Welt“ sei Lemberg, schrieb der Reporter. Und von der „Freundlichkeit der Luft“ und von den Menschen, die hier Jiddisch reden und „wahrscheinlich niemals anders reden“ werden. Der Reporter schwärmt von der Vielfalt der Welt in diesem kleinen Ort, Vielfalt der Religionen, der Nationalitäten, und er formuliert das Gesetz: „Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfalt ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates.“

Der Reporter von damals war Joseph Roth. Die Menschen, die dort Jiddisch sprachen, gab es wenige Jahre später nicht mehr, sie waren geflohen oder von den Nazis umgebracht worden. Solche Texte wie der von damals zeugen auch von der Zerbrechlichkeit der Welt und dem wackligen Grund, auf dem jede Zuversicht steht.

Aber Zhadan ist heute für seine Welt, für sein Land, sein Charkiw optimistisch. „Wir werden siegen“, sagt er. „Und dazu brauchen wir keinen Obama und keine Angela Merkel. Wir müssen das selber schaffen.“ Ja, bestätigt er, die Euphorie des Maidan sei verflogen, aber ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl habe sich entwickelt, auch durch die Bedrohung von außen und dadurch, dass die Demokratiebewegung die alte Regierung gestürzt habe. Natürlich sei die neue auch nicht viel besser. Natürlich seien es immer die gleichen Kader, aus denen sich die Regierungen rekrutierten. Man habe eben noch nicht die Mechanismen entwickelt, habe nicht die Institutionen wie in Deutschland. Aber das ändere sich.

Ein kämpferischer Optimist, es ist großartig, mit ihm zu sprechen. So viel Energie und Witz und Entschlossenheit. Auf die Lesung am Abend freut er sich sehr: „Bei uns hier sind Lesungen eher wie Hip-Hop-Konzerte. Da sitzen die Leute nicht brav rum und ziehen sich gut an. In Deutschland geht man ja in eine Lesung wie in eine Oper. Das gefällt mir auch, aber es ist doch etwas sehr anderes hier.“

Später im Monat fährt er wieder an die Front. Er wird Spenden überbringen, Kleider, Essen, Geld, in Kinderkrankenhäusern helfen, zwischendurch immer wieder schreiben und Fragen stellen und weiterschreiben. „Ich schreibe eigentlich immer. Und bin immer unterwegs. Ich bin ja kein Mann am Katheder“, sagt Zhadan. Und warum er schreibt, das hat er im lyrischen Teil von „Mesopotamien“ auch geschrieben: „Welchen Sinn hat die Dichtung? Schreiben über das, was längst alle wissen. Reden über Sachen, die uns genommen wurden, unsere Enttäuschungen zum Klagen bringen. So reden, dass wir Wut und Liebe, Neid, Hass und Mitleid erregen.“

All das ist Serhij Zhadan mit seinem neuen Buch meisterhaft gelungen.

Volker Weidemann



Autorin King

Wo die wilden Kerle wohnen

Romane Lily King erzählt in „Euphoria“ von den Liebesabenteuern der Ethnologen Margaret Mead, Reo Fortune und Gregory Bateson im Urwald Neuguineas.

Es gibt gewiss viele gute Gründe, sich von Moskitos stechen und von Krokodilen und Schlangen erschrecken zu lassen, fremdes Wurzelgemüse zu essen und aparte Krankheiten auszubrüten. Die großen drei lauten: Ethnologen wollen so weit wie möglich weg von zu Hause, sie misstrauen ihrer Herkunftskultur, sie träumen vom Leben als wilder Mann.

In ihrem so komischen wie ernstesten Roman „Euphoria“ hat die US-Autorin Lily King, 52, die klassischen Motive der modernen Ethnologie gleichmäßig auf ihre Protagonisten verteilt: Der Brite Andrew Bankson flieht vor seiner tyrannischen Mutter in Cambridge, die Amerikanerin Nell Stone möchte die Menschen ihrer Heimat zu friedlichen, freien Menschen erziehen, der Australier Schuyler Fenwick will, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, im Urwald Schweine jagen. Drei Akademiker in der Krise. Es ist eine tolle Geschichte. Und es ist eine beinahe wahre Geschichte.

Im Jahr 1932, so viel ist bekannt und verbürgt, stießen in Neuguinea drei Menschen aufeinander, die ethnologisch arbeiten wollten. Ihre Wissenschaft, auch „Cultural Anthropology“ genannt, war jung und im Entdeckerfieber; es galt, das Wissen über die Menschheit zu mehren, indem man sich jenen Gesellschaften zuwandte, deren

Lily King: „Euphoria“. Aus dem Englischen von Sabine Roth. Verlag C. H. Beck, München; 264 Seiten; 19,95 Euro.

FOTO: WINKY LEWIS